

Predigt am 1. Sonntag nach Trinitatis, 14. Juni 2020, Apostelgeschichte 4,32-37

32 Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam. 33 Und mit großer Kraft bezeugten die Apostel die Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen. 34 Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte 35 und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte. 36 Josef aber, der von den Aposteln Barnabas genannt wurde – das heißt übersetzt: Sohn des Trostes –, ein Levit, aus Zypern gebürtig, 37 der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es den Aposteln zu Füßen.

Liebe Menge der Gläubigen hier und an den Computern, früher war alles besser, oder? Vor nem halben Jahr, ohne Maske und mit Gesang, das war super, viel besser als heute. Und noch früher war es natürlich richtig klasse. In meiner Heimatgemeinde, in Hamburg, Neumünster, Süddeutschland oder Ostpreußen, da habe ich Kirche erlebt, wie sie sein soll. Oder wenn Sie aus Bargfeld kommen und jetzt woanders leben: Bargfeld. Und noch früher war es natürlich noch viel besserer. In der Reformationszeit waren sie doch sicher alle mit dem Herzen dabei. Und so könnte man die letzten Jahrhunderte durchgehen, und je weiter man zurückgeht, desto weniger weiß man. Und je mehr man dann doch rausfindet, desto mehr merkt man: Es war gar nicht besser. Luther hielt seine berühmtesten Predigten vor einer Handvoll Leute, im 19. Jahrhundert klagte man auch schon über zu wenig Leben in der Kirche. Die letzten christlichen Predigten, die wirklich große Mengen bewegen und vereinen konnten, waren wohl die vor den Kreuzzügen. Man muss schon sehr weit zurückgehen, um auf zeitgenössische Berichte zu stoßen, die wirklich sagen: Hier ist die Kirche genau so, wie sie sein soll. Sehr weit. So einen Bericht finden wir in der Apostelgeschichte im 4. Kapitel, wo es doch tatsächlich heißt: Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele.

Die deutsche Redewendung „ein Herz und eine Seele“ mit den vielen hellen E's und dem eingängigen Rhythmus – sie stammt aus Martin Luthers Übersetzung dieser Stelle. Vorher gab es sie nicht. Und ja, so eine Gemeinde, oder Familie, oder Gesellschaft, das wäre schön. Wenn alle am selben Strang ziehen würden – also dem, den ich richtig finde. Wenn alle einig wären – mit mir. Kein Streit. Ein Herz und eine Seele.

Ich karriere es ein bisschen, aber dieser Traum von so einer Kirche, der fühlt sich gut an. Umso mehr, wenn man aus glaubhafter Quelle erfährt, dass es sowas tatsächlich mal gab. Kurz.

Der Traum fühlt sich jedenfalls so lange gut an, bis er Gestalt annimmt. Und blöderweise tut er das.

Denn die waren damals nicht nur ein Herz und eine Seele, sondern auch eine Kasse. Die haben alles verkauft, was sie besaßen und den Erlös geteilt und davon alle versorgt mit dem, was sie brauchten.

Wenn uns das nervös macht, dann müssen wir vielleicht nochmal darüber reden, wie es eigentlich wirklich ist mit unserem Herz und unserer Seele.

Vor allem, wenn man heute weiß, die Menge der Gläubigen, die ist auf dem ganzen Planeten. Es ist gut, bei den Notleidenden mit unseren Gedanken und Gebeten zu sein. Aber wenn es ausschließlich Gedanken und Gebete sind und nicht auch der Wille, ihnen mit dem zu helfen, was Gott uns geschenkt hat – wie ehrlich sind dann unsere Gedanken und Gebete eigentlich?

Und wenn wir dann noch überlegen, dass die Gaben an die Apostel nicht zweckgebunden waren, sondern denen überlassen blieb, wo es nötig sei, und ich kann nicht selber entscheiden, wo mein Geld hilft – man muss schon sehr wenig Geld haben, um da nicht unruhig zu werden.

Warum kann die Beschreibung der Urkirche nicht mit einem halben Vers vorbei sein? Kann man nicht in der Kirche zusammen ein Herz und eine Seele sein, aber trotzdem kann ich alles behalten, was mir gehört? Oder wenigstens das meiste davon?

Und langsam merken wir, wo das Problem liegen könnte. Es beschleicht uns der beunruhigende Gedanke: Vielleicht liegt es gar nicht nur an allen anderen.

Was hat die Menschen damals angetrieben, dass sie wirklich nicht nur emotional verbunden waren, nicht nur geistlich, sondern in jedem Lebensbereich?

Einer von ihnen wird namentlich erwähnt. Als ob die Kamera von der Totale in die Großaufnahme übergeht, zoomt sie an diesen einen heran, den wir besser kennenlernen sollen. Lernen wir ihn kennen:

Josef, genannt Barnabas, ein Levit aus Zypern gebürtig.

Aufgewachsen ist er weit draußen im Mittelmeer. Da gehörten er und seine Familie zu der kleinen jüdischen Gemeinde der Insel.

Er ist aufgewachsen mit den alten Erzählungen vom Volk Israel. Wie sie erst eine Familie waren, dann ein Volk wurden. Wie Gott sie aus der Sklaverei in Ägypten befreit hat und wie er ihnen das Land gegeben hat, jedem Stamm des Volkes ein Teil. Man wusste genau, wo welcher Stamm lebt, drüben auf der anderen Seite des Meeres, von seiner Insel aus weit im Osten.

Bis auf den Stamm, aus dem Josef Barnabas stammt. Der Stamm Levi besaß kein Land, der hatte eine ganz besondere Aufgabe. Der sollte Tag und Nacht im Tempel Dienst tun. Dafür sollten alle anderen Stämme sie mitversorgen. Es hat ihnen nie etwas gefehlt, und es hat ihnen nie etwas gehört.

Als sich das Volk unfreiwillig über den ganzen Mittelmeerraum verteilte, kamen einige von ihnen nach Zypern. Vermutlich hat Josefs Vater dort den Gottesdienst in der Synagoge geleitet, so wie davor der Großvater und dessen Vater, versorgt von den anderen. Es hat ihnen nie etwas gefehlt, und es hat ihnen nie etwas gehört.

Aber er lebte mit der großen Hoffnung des jüdischen Volkes bis heute, die lautet: Später wird alles besser!

„Nächstes Jahr in Jerusalem“ grüßen sich noch heute Jüdinnen und Juden zum Schluss ihrer großen Feste, auch wenn sie aller Voraussicht nach auch nächstes Jahr in New York oder Nowosibirsk sein werden.

Aber irgendwann, später, wird alles besser. Wenn der Messias kommt, der Retter, den Gott versprochen hat, wenn die Toten auferstehen werden – spätestens dann wird alles besser.

Dafür konnte man sich vorbereiten, auch als Levit auf Zypern. Wenn der Messias kommt, dann in Jerusalem. Und wenn die Toten auferstehen, dann werden die in Jerusalem als erstes den Messias zu sehen bekommen. Sie mussten dafür nur zu Lebzeiten das einzige Stück Land kaufen, das auch Josef Barnabas besitzen durfte: Eine Grabstätte am Tempelberg in Jerusalem.

War das vielleicht der Acker, den er besaß? War das der, den er nun verkaufte? Oder hatte er, gegen das Gesetz, einen anderen Acker erworben und nun stieß er ihn ab? Das ist weniger wahrscheinlich, denn dann hätte er auch einfach das Land der Gemeinde schenken können.

Wie es auch war: Josef aus Zypern, aufgewachsen weit überm Meer, jetzt in Jerusalem – er wusste, ich muss nicht mehr vorsorgen. Alles, was besser werden könnte, ist schon da. Denn der Messias ist schon gekommen, die Auferstehung der Toten hat schon angefangen. Es gibt nichts, worauf ich noch warten muss. Nichts, woran ich mich noch klammern muss. Keine Erinnerungen an eine goldene Zeit, keine Aussicht auf etwas, was werden soll.

Sondern jetzt ist alles besser. Besser nämlich, als es wäre, wenn Jesus nicht gekommen wäre.

Jetzt erfahren wir immer wieder von dem Gott, der selber nichts sein eigen genannt hat. Der alles aufgegeben hat, weil er mit uns ein Herz und eine Seele, ein Tod und ein Leben sein wollte.

Jetzt erfahren wir von dem, der unseren Tod besiegt hat.

Wieviel Sorge muss man noch um sein tägliches Leben haben, wenn man weiß, dass der Tod besiegt ist?

Das ist es, was diese Gemeinschaft so besonders macht. Sie kamen nicht zusammen, weil sie ein Herz und eine Seele sein wollten und weil sie alle ihren Besitz aufgeben wollten. Sie kamen zusammen, weil sie von Jesus gehört hatten, der für sie gestorben und auferstanden war. Und weil sie immer wieder von ihm hören wollten und mit andern Leuten zusammen sein, die auch zu ihm gehörten. Das andere war ihnen gar nicht wichtig. Es ergab sich.

Sie haben nicht deswegen alles geteilt, weil irgendjemand sagte, dass sie es müssten. Sondern sie taten es, weil sie verstanden haben, was sie nicht mehr müssen: Sich klammern an den Besitz und die Sorge und das Erlebenwollen und das Absichern um jeden Preis, egal, wie es andern geht. Sie merkten, und alle seitdem, die die Botschaft hörten, merkten es auch: Davon sind wir frei. Ja wir sind sogar frei von der Sorge um unser ewiges Leben, denn das hat Gott schon erledigt. Wir sind frei, einander mit unseren Gaben zu dienen, mit der Zeit, dem Geld, der Kraft, den Fähigkeiten. Das ergibt sich von selbst, wo die Gute Nachricht von Jesus in uns zu wirken beginnt.

Wie würde eine Gemeinschaft von Menschen aussehen, die heute von dieser Botschaft wirklich ergriffen ist? Würde die noch daran denken, wie schön es früher war? Oder wie gut es mal später wird?

Und vor allem: Würden Sie, würdest du, würde ich gern zu so einer Gemeinschaft gehören wollen?

Aber das ist keine echte Frage. Denn zu so einer Gemeinschaft, die immer wieder diese Botschaft hört und sich von ihr verändern lässt – gehören wir schon. Seit unserer Taufe. Dafür hat Jesus längst gesorgt. Die Frage ist nur noch: Leben wir auch so, oder wollen wir weiter so tun, als wäre der Tod noch nicht besiegt?

Früher war alles anders gut. Später wird es wieder anders gut sein. Aber genau jetzt ist alles besser, als wenn Jesus nicht auferstanden wäre. Lassen wir das doch bei uns wirken. Vielleicht macht das die Welt jetzt schon besser. Amen